

Nr. 119 Bromberg, den 22. November 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(11. Fortsetzung.)

Der 9. Juli.

Schwalbe und Stößer liegen bereits vor der Flugzeughalle. Man sieht ihnen die Spuren der anstrengenden Probefahrt, die sie weit in die sommerlich durchglühten Gefilde Sibiriens trugen, nicht an. Matt glänzen die stahlgrauen, rings geschlossenen Rümpfe in der grellen Morgensonne.

Stößer steigt unter Gerlings Führung zuerst auf. Mit ihm fahren Nagel und Stratoff, der sich vergebens bemüht hatte, bei Linda auf der Schwalbe bleiben zu dürfen.

Leicht schwingt sich der graue Vogel nach kurzem Anlauf in die Höhe, dreht nach Nordwest und nimmt Richtung Saratow.

Die Propeller der Schwalbe rasen bereits. Liebhard sitzt in seinem Kommandantenturm oberhalb der Kabinen, dessen Glasfenster freien Blick nach allen Seiten gewähren. Er gibt ein Signal mit der Sirene. Haltemannschaften lassen die Maschine los. Langsam fährt sie an, läuft, rast, hüpft — und wiegt sich leicht schaukelnd in den Lüften.

Linda und Sanders sitzen in der vorderen Kabine unter dem Führerstande. Beide flogen bereits mehrfach und fühlen daher ohne besondere Erregung der Nerven die Erde unter sich versinken. Einen Blick noch schenken sie dem grauen Gewimmel der Holzhäuser Kalmikowskajas, sehen die neu entstandenen hohen Schlote des Industrieviertels unter sich rauchen und die Funkenstation mit ihren sechs Masten der Antennen allmählich kleiner werden, bis zum Schluß nur das Sowjetschloß Stratoffs als roter Punkt zurückbleibt.

Ein Kilometer vor ihnen fliegt der Stößer. Es scheint, als wenn sie nicht weiter steigen, denn der bisher schief liegende Boden der Kabine wird gerade. Sanders wirft einen Blick auf das Barometer, das eine Höhenskala enthält.

„3000 Meter," sagte er. „Jetzt vermag uns so leicht kein aus Argwohn oder in böser Absicht abgefeuertes Geschoß mehr zu treffen."

Das Außenthermometer zeigt 10 Grad Kälte. Im Innern des durch die Auspuffgase geheizten Flugzeuges herrscht behagliche Wärme.

Das Telephon läutet an. Sanders ergreift den Hörer.

„Was gibt es?"

„Herr Stratoff vom Stößer wünscht mit Herrn Sanders und der Frau Fürstin zu sprechen," meldete der Ingenieur, der die drahtlose Station bediente. „Darf ich den Lautsprecher einstellen?"

„Ja, ich bitte."

„Hier Stratoff," tönt aus der an der Decke der Kabine angebrachten Schallplatte. „Ich wollte darauf aufmerksam machen, daß die alte, interessante Stadt Saratow in Sicht kommt."

„Der große, breite Fluß ist doch die Wolga?" fragte Linda.

„Es ist unser größter Strom, der hier, noch 700 Kilometer von seiner Mündung entfernt, schon fünf Kilometer breit ist. Drüben am anderen Ufer liegt Saratow."

Linda und Sanders blickten nach vorn. Klein wie in einer Spielzeugschachtel lag die große Stadt, vom Wolgaufer her amphitheatralisch sich erhebend und rings mit einem Kranze grüner Gärten umgeben. Etwa 40 Türme mit dem bekannten Zwiebelmuster ragten empor.

„Gibt es denn in diesem Flachlande richtige Berge?" fragte Linda?

„Das rechte Wolgaufer überhöht das andere um zweihundert Meter," antwortete Stratoff. „Wir nehmen jetzt Richtung Moskau, das wir in etwa drei Stunden erreichen. Bis dahin gibt es nicht viel Sehenswertes. Im empfehle daher der Frau Fürstin, sich etwas auszuruhen, denn der Tag wird noch anstrengend genug."

„Ich werde Ihrem Rate folgen," sagte Linda. „Vor Moskau bitte ich dann wieder um Ihren Anruf, damit Sie mir Ihre Hauptstadt zeigen können."

Der Fernsprecher wurde ausgeschaltet.

„Bis zu welcher Entfernung kann man sich denn eigentlich telephonisch verständigen?" fragte Linda.

„Leider nur etwa sieben Kilometer," sagte Sanders. „Unsere kleine Funkenstation besitzt keine größere Reichweite für Sprechverbindung. Deshalb bleiben auch die beiden Flugzeuge immer möglichst dicht beieinander. Telegraphisch aber, also durch im Telephonhörer laut werdende Morsezeichen, vermögen wir uns bis auf 200 Kilometer zu verständigen, während wir die Zeichen der Großstationen, also die von Nauen, Eiffel, ja sogar die von Sayville in Amerika noch aufnehmen können."

„Das geht über mein Fassungsvermögen," sagte Linda.

„Wollen Sie jetzt nicht wirklich etwas ruhen?" fragte Sanders.

„Zuvor möchte ich einen Rundgang durch den ganzen Rumpf machen. Ich muß doch auf das genaueste mit allen seinen Einrichtungen bekannt sein."

Sie traten auf den schmalen Gang, der bis ans Ende des Fahrzeuges ging und elektrisch beleuchtet war. Die erste Tür links führte in Lindas kleine Schlafkabine. Gegenüber lag eine gleich große, die Sanders bewohnte. Linda warf einen Blick hinein. Die Kammer hatte die Ausmessungen eines großen Schlafabteils der Eisenbahnen. Ein Bett, ein Schrank, ein Waschtisch, ein Stuhl und ein Ausziehtisch. Das Gepäck auf Borten über dem Bett. Ein rundes, großes Fenster ließ volles Licht herein.

Die zweite Kabine links war erheblich größer. Sie enthielt vier Betten, zu zwei übereinander, einen großen Schrank, einen Tisch, ein Sofa und zwei Stühle. Der Schlaf- und Wohnraum der Ingenieure.

Zwei der jungen Männer lagen angezogen in ihren Kojen. Nagel hatte strengen Befehl gegeben, daß die dienstfreie Zeit zur Schonung der Kräfte dem Schlaf oder wenigstens der völligen Ruhe gewidmet sein müsse.

Die nächste kleinere Kabine enthielt die Funkenstation. Der diensttuende Ingenieur saß vor einem Tische, auf dem sich ein Schaltbrett befand. Den Hörer trug er am Kopf befestigt.

Als Sanders und Linda eintraten, nahm er den Hörer ab und meldete:

„Nichts Neues von Bedeutung. Stößer fliegt tadellos, so daß wir fast mit voller Tourenzahl folgen müssen."

„Ist das der ganze Funkenapparat?" fragte Linda und zeigte auf den Schalttisch.

Der junge Ingenieur erklärte:

„Die eigentlichen Maschinen befinden sich unter uns in einem möglichst schallsicher abgedämpften Raume, werden aber von hier aus bedient. Sie bestehen vor allem aus einer Hochfrequenzmaschine, die durch eine Kuppelung mit dem Flugzeugmotor zu rasend schnellen Umläufen gezwungen wird, während ein großer Unterbrechungshammer in schweren Schlägen arbeitet."

„Läuft diese Maschine fortwährend?" fragte Linda.

„Sie wird erst in dem Augenblick von mir eingeschaltet, wenn wir von hier aus sprechen wollen. Zum Auffangen der von Stößer oder irgendeiner anderen Station kommenden Sprechtöne — oder, bei größerer Entfernung, der Rhythmen des Morsealphabets — gebrauchen wir die Hochfrequenzmaschine nicht. Dazu dient lediglich eine Anordnung von Drähten, die sogenannte Antenne, die sich draußen oberhalb der Tragflächen des Flugzeuges befindet."

Ein Klingelzeichen sowie ein gleichzeitiges Aufflammen einer kleinen Glühlampe am Schalttisch unterbrach seine weiteren Erklärungen. Sofort hing er den Hörer wieder um.

„Ich verbinde", sagte er.

Zwei Stöpsel wurden eingeschaltet, ein Hebel herumgelegt. Dumpfes Pochen ertönte von unten her.

„Liebhard wünscht mit dem Stößer zu sprechen", erklärte er. „Ich schaltete daher die Hochfrequenzmaschine ein. Das pochende Geräusch kommt von dem Unterbrechungshammer."

„Kann ich mithören?" fragte Sanders.

„Jawohl", sagte der Ingenieur und reichte Sanders einen Hörer.

„Ich möchte auch mithören", sagte Linda.

Auch sie erhielt einen Hörer.

„— — — damit einverstanden. Also Sie lösen erst 6 Uhr nachmittags ab. Ihr Stellvertreter bleibt dann bis Hammerfest, wo wir gegen Mitternacht eintreffen. Für die große Fahrt möchte ich aber, daß Sie mit vierstündiger Ablösung arbeiten."

„Wie Sie wünschen, Herr Nagel."

„Geht Ihre Tourenzahl beim Einkoppeln der Hochfrequenzmaschine stark herunter?"

„Nur im ersten Augenblick."

„Dann nehmen Sie den Akkumulator zur Hilfe."

„Das ist vorläufig nicht nötig. Den spare ich mir lieber für schwierigere Lagen."

„Die könnten bald eintreten. Eine Wolkenbank im Norden läßt auf Gewitterneigung schließen."

„Das würde ich nicht ungern sehen. Falls wir in dunkle Wolken kommen, wäre es eine gute Probe für uns, trotzdem beide Flugzeuge dicht beieinander zu halten. Beim Nordfluge müssen wir doch häufig auf völlig undurchsichtige Luft rechnen."

„Teilen Sie bitte Herrn Sanders mit, daß wir vielleicht in einer Stunde in Gewitterbildung kommen."

„Ich habe Ihr Gespräch mitangehört, Herr Nagel", rief Sanders. „Alles wohl bei Ihnen?"

„Alles wohl. Und bei Ihnen auch?"

„Danke, ja."

„Dann Schluß."

Sie verließen den Funkerraum. Ganz am Ende des Flugzeuges befand sich noch eine kleine Kabine mit vielen Fenstern nach allen Seiten. Sogar die Hälfte des Bodens bestand aus dickem, aber völlig undurchsichtigem Glas. An der Rückwand war ein kleiner elektrischer Kochherd angebracht. Dicht daneben ein Geschirrschrank und eine Abspülvorrichtung.

„Unsere Küche", erklärte Sanders. „Hier können wir Konserven aufwärmen, auch kleinere Gerichte zubereiten, sowie Kaffee und Tee machen."

„Wer von Ihnen kann denn kochen?" fragte Linda lachend. „Oder soll ich das übernehmen?"

„Das ist nicht nötig. Einer der Hilfsingenieure kocht vorzüglich. Dieser Raum dient aber noch einem anderen Zweck. Hier hält sich in schwierigen Lagen ein Hilfsführer auf. Was der eigentliche Führer oben auf Deck nicht zu übersehen vermag, kann man von hier aus erblicken."

Eine kleine Wendeltreppe führte sowohl nach oben wie nach unten. Sie stiegen aufwärts und betraten einen schmalen Gang voller Fenster nach beiden Seiten. Er ging nach vorn bis zum Führerstande.

„Stören wir?" fragte Sanders, als sie eintraten.

„Augenblicklich nicht im geringsten", antwortete Liebhard. „Die automatische Steuervorrichtung hält die Schwalbe stets in gleicher Höhe und Richtung, so daß ich mich ruhig für einige Zeit entfernen könnte."

Er erhob sich von seinem bequemen Führersitz. Vor ihm auf geneigtem Pult lag eine große Karte Rußlands. Ein kleiner, selbsttätig sich bewegender Stift zeigte auf der Karte die Stelle, über der man sich gerade befand.

„Arbeitet die Orientierungsvorrichtung völlig zuverlässig?" fragte Sanders.

„Nur ungefähr. Da wir immer mit seitlichen Winden rechnen müssen, für deren wechselnde Stärke wir keinerlei Anhaltspunkte besitzen, so ist von Zeit zu Zeit eine Korrektur der Anzeigervorrichtung nötig. Das geschieht jedesmal, wenn wir im Gelände Punkte überfliegen, die sich auf der Karte genau feststellen lassen."

„Ich kann mir denken, daß die Einrichtung trotzdem höchst zweckmäßig ist, besonders wenn man eine Zeitlang in unbekannter Gegend oder bei undurchsichtiger Luft fliegt."

„Der letzte Fall wird binnen kurzem eintreten", sagte Liebhard. „Die vom Stößer zuerst gesichtete Wolkenbank im Norden nähert sich mit großer Geschwindigkeit, so daß ich mit einer heftigen Gewitterböe rechne."

„Vermag ein Gewitter uns gefährlich zu werden?" fragte Linda.

„Ein Blitzschlag ist nicht zu befürchten", beruhigte Sanders. „Unsere Flugzeuge sind mit einem eigenartigen Anstrich versehen, der jede elektrische Ladung und damit auch die Möglichkeit des Überspringens eines Blitzes verhindert. Es wäre ein ganz abnormer Zufall, wenn wir gerade zufällig in die Bahn eines Blitzes gerieten. Aber auch das würde völlig ungefährlich sein, denn der elektrische Strom wird die Metallwände des Flugzeuges passieren, ohne daß wir etwas davon bemerken."

Liebhard fügte hinzu:

„Das einzig Unangenehme bei solchen Gewitterböen sind plötzlich auftretende Fallwinde, die ein Flugzeug zu Boden schleudern könnten. Dazu befinden wir uns aber in viel zu großer Höhe. Vielleicht bleibt das Gewitter überhaupt unter uns."

„Können wir während des Unwetters hier im Führerstande bleiben?" fragte Linda.

„Mich stören Sie nicht", sagte Liebhard. „Ich würde Sie nur bitten, sich auf die beiden Klappstühle hinter mich zu setzen, damit das Gesichtsfeld nach allen Seiten frei bleibt."

Sanders klappte die gepolsterten Sessel herunter und nahm neben Linda Platz, während Liebhard zu seinem Führersitze zurückkehrte. Einen Augenblick herrschte Schweigen. Die drei Menschen beobachteten die aufsteigende schwarze Wolkenbank, die plötzlich die strahlende Sonne mit einem Ruck verschluckte.

Einen verstohlenen Blick warf Sanders auf die junge Frau im grauen Sportkleide. Aus dem feinen, schmalen Gesicht, das durch einen enganliegenden turbanähnlichen Lederhut eingerahmt war, sahen dunkle, lebhafte Augen voll regsten Interesses. Die schlanken Beine hielt sie übereinandergeschlagen, während die Fußspitzen nervös hin und her spielten. Den an ständige strenge Arbeit gewöhnten und für alle weicheren Gefühle verschlossenen Mann überfiel ein plötzliches Glücksbewußtsein. Seite an Seite mit dieser reizvoll eigenartigen Frau sollte er die unbekannten Fährnisse der nächsten Zeit erleben, sei es zu ruhmvollem Gelingen oder zu raschem Untergange.

Linda fühlte instinktiv den Strom seiner Bewunderung und wandte sich ihm zu.

„Wo befinden sich eigentlich unsere Vorräte und die wissenschaftlichen Instrumente?" fragte sie ablenkend.

Sanders begriff nicht sofort. Seine Gedanken irrten in Fernen. Doch rasch fand er die sachliche Ruhe wieder und antwortete:

„Die lagern im untersten Raume des Flugzeuges, zu dem die hintere Wendeltreppe führt. Dort unten befindet sich zunächst der Treppe ein kleines Badezimmer mit Toilettenraum. Dann folgt eine Kühlkammer für unsere leichter verderblichen Vorräte, ein großer Vorratsraum mit Proviant, ein Benzintank, eine Kammer voll von Kleidungsstücken und Instrumenten und zum Schluß die schallsicher abgedichtete Anlage für die drahtlose Verständigung."

Ein erster greller Blitz flammte auf.

„Stößer in der Böe verschwunden", meldete Liebhard. Er sprach einige Worte ins Telephon, dann erklärte er: „Stößer will versuchen, das Gewitter zu übersteigen. Wir werden das gleiche tun."

Die Schwalbe erhob sich vorn und kletterte luftan. Wenige Augenblicke später huschten weiße Nebelschwaden an den Fenstern vorbei, die sich kurz darauf zum undurchdringlichen Meere verdichteten.

Liebhard rief in den Sprechapparat:

„Unterhalten Sie bitte ständige Sprechverbindung mit Stößer und melden Sie, falls durch lauter oder schwächer werdende Töne eine Veränderung des Abstandes zwischen beiden Fahrzeugen eintreten sollte."

Es war sehr dunkel geworden. Von Zeit zu Zeit erglühte die Nebelwand in geblich-violettem, phosphoreszierendem Leuchten. Liebhard zündete kein Licht an, nur ein kleines Lämpchen erhellte seine Führerkarte.

Das Telephon läutete an. Gleichzeitig ertönte es aus dem Lautsprecher:

„Hier Nagel. Bei Ihnen alles in Ordnung?"

„Hier Sanders, im Führerstande bei Liebhard. Alles steht gut."

„Das freut uns. Wir sahen einen Augenblick die Schwalbe in der Dunkelheit hinter uns. Gerling glaubte einen Feuerschein über dem vorderen Teile des Rumpfes zu erblicken."

Sofort drehte Linda sich um und erstarrte einen Augenblick vor Schreck. Durch die Glasfenster leuchtete der etwa mannshohe helle Schein einer flackernden Flamme, die direkt aus dem Verdeck des Flugzeuges zu kommen schien. Krampfhaft ergriff sie den Arm von Sanders, der sich ebenfalls umdrehte.

„Wir brennen“, sagte sie, heiser vor Entsetzen.

„Liebhard, wir müssen landen“, schrie Sanders. „Sehen Sie dort.“

Der Ingenieur wandte sich um. Auch ihm stockte einen Augenblick das Blut, und instinktivmäßig riß er das Tiefensteuer zum Steilabstieg. Unbeweglich stand die Flamme mit züngelnden Spitzen dicht hinter ihnen.

„Ist was passiert?“ rief die Stimme Nagels.

Liebhard warf einen raschen Blick auf die verschiedenen Anzeigevorrichtungen an seinem Führerstande. Nirgends zeigte sich ein Störungsdefekt. Wieder wandte er sich zurück. Dann atmete er tief auf und brachte die Steuervorrichtung in die Normallage zurück.

„Es ist nichts, Herr Nagel“, rief er. „Ein starkes St. Elmsfeuer steht über dem Rumpfe der Schwalbe.“

„Dann bin ich beruhigt“, antwortete Nagel.

Gleich darauf sank die fahl leuchtende Flamme in sich zusammen und verlosch.

Es war lichter geworden. Plötzlich brach ein Sonnenstrahl hervor, und mit einem Schlage lag eine weite, weiße Schneelandschaft dicht unterhalb der in vollem Lichte segelnden Schwalbe.

Liebhard hatte den Hörer ergriffen. Dann meldete er: „Stößer hat das Ende der Gewitterböe erreicht und geht wieder auf 3000 Meter herab.“

Das Nebelmeer unter ihnen war rasch gesunken. Jetzt erschien bereits eine größere Lücke, in der sie eine an einem Fluß liegende Stadt erkannten. Liebhard deutete dorthin: „Rjäsan“, sagte er und lenkte die Schwalbe zum steilen Abstieg. „Wir fliegen nicht höher, als es die Sicherheit unbedingt erfordert, weil in der dünnen Luft der Benzinverbrauch ein viel größerer ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schneeflocke.

Von Ernst Zahn.

Es war in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges und im tiefen Winter, als ein Reiter des Johann von Werth, namens Heinz Portmann, von seiner Truppe abgesprengt, auf abgetriebenem Pferde in ein einsames Waldtal Schwabens sich verirrte. Er war erschöpft wie sein Gaul und schleppte sich zudem mit einem jungen Weibe, das vor ihm im Sattel saß. Seit vielen Stunden suchte er nach einem Obdach und empfand im Augenblick keinen größeren Wunsch, als ein paar Tage nichts von Krieg, Welt und Herumziehen zu wissen. Dieser Heinz Portmann war begüterter Leute Kind, einst Student zu Würzburg gewesen und wie viele in den Taumel und die Wirrnis des Söldnertums hineingezogen worden. Er hatte aber noch nicht völlig seine Menschlichkeit und seinen Trieb nach irgend einer Heimat verloren und auch das sechzehnjährige Weibsgeschöpf, das sich schauernd und zitternd in seinem Mantel barg, nicht nur aus eigennützigen Gründen vor drei Tagen mit sich genommen, als er sie auf den Trümmern eines niedergebrannten Gehöftes gefunden. Zwei Nächte hatten die beiden, eingegraben in Heu wegferner Ställe, Leib an Leib wärmend zugebracht. Nun aber trieben Hunger und Kälte den Mann in die Nähe menschlicher Wohnstätten, obwohl er wußte, daß die gepeinigten und aufgebrachten Bauern der Gegend auf versprengtes Kriegsvolk Jagd und sich kein Gewissen daraus machten, einzeln Eingefangene wie räudige Hunde totzuschlagen.

In großen Flocken wirbelte der Schnee aus dem Nebel nieder. Tagelang schon nahm dieser dem Blick jede Fernsicht, lastete über den mächtigen Wäldern wie ein riesiges, ungebleichtes, schweres Planuch und spannte sich manchmal vor dem Reiter wie eine graue Wand ohne Tür über die Straße. Dem Portmann waren Eisenhaube und Mantel mit Schnee beklebt. Schnee überzog auch Kopf und Kruppe des Pferdes mit einer kalten Hülle. Der Soldat achtete aber dessen wenig, empfand auch nur dumpf die bleierne Stille der Landschaft und bemerkte kaum, daß das Schweigen des schneienden Wintertages zuweilen durch einen schneestäubenden Windstoß oder durch das Emporschnellen eines seiner weißen Last sich entledigenden Baumastes unterbrochen wurde. Seine einer Unterkunft nachspürenden Sinne wurden immer wieder abgelenkt. Das Herz der Adelheid Rettner schlug in raschen, erregten Schlägen gegen seine Brust. Er konnte sich von diesem, dem Zucken eines in einer Hand gefangenen Vogels ähnlichen Klopfen nicht retten. Es beunruhigte ihn. Es peitschte seltsame, dem Wegfahrer und Raumann sonst fremde Empfindungen in ihm auf. Er spannte den des Zügels freien Arm immer wieder fester um die kindliche, schmächtige Gestalt des Mädchens und sprach ihr zu, sich noch tiefer in den Mantel zu verkriechen. Es war ihm, als erfriere sie ihm am eigenen Leibe und eine atemraubende, unerklärliche Angst um sie, die er erst zwei Tage lang kannte, erfüllte ihn. Er war ein kerngesunder Mensch von gedrungener, breitschulteriger Gestalt; aus dem hageren Gesicht stand ihm scharf, fast schnabelartig, die Nase. Ihm bedeutete der böse Ritt, die vergebliche Suche noch kein Unglück, aber des Mädchens willen hatte ihn Furcht befallen. Allmählich erst. Und allmählich erst wurde er ihrer inne. Auch das andere dämmerte ihm nur langsam auf, daß nämlich die Adelheid Rettner ihn kümmerte, ihn, der von Heimat, Elternhaus und Freundschaft seit langem nicht mehr wußte. Seine Gedanken irrten rückwärts zu der Stunde, da er das Mädchen aufgelesen. Dann schon hatte Schnee gelegen und war Schnee gefallen. Wäre er nicht an der Trümmerstätte vorübergekommen, deren Brand durch den Schnee gelöscht war und wo Adelheid auf einem angekohlten Balken saß, so wäre sie erfroren und zugeschneit worden wie die Reste ihrer einstigen Heimstätte. Sie hatte so in sich zusammengekauert und in ihr Schicksal ergeben dagesessen, daß er anfänglich Mühe gehabt, sie aufzurütteln. Er stieg ab und fragte nach den Ihrigen. Da zeigte sie auf die Trümmer, schluchzte auf und bog sich wieder zusammen. Er hielt ihr vor, daß sie hier nicht bleiben und zugrunde gehen könne. Sie zuckte mit den Achseln und setzte allem weiteren Zuspruch ein dumpfes Schweigen entgegen. Aber sie sträubte sich auch nicht, als er sie endlich kurzerhand auf sein Pferd hob und mit sich fortnahm. Ja — und dann — er erfuhr nicht viel mehr von ihr als Namen und Alter, vergaß auch das Fragen, weil sie so verschlossen und doch — so willfährig war. Sie teilte Brot und Heulager mit ihm. Dankbar und demütig war sie. Sein Blut erwachte und er nahm sich das Soldatenrecht, das jetzt in den verwüsteten deutschen Landen vielgepflogenes Gesetz war. Sie erlitt es, wie betäubt zuerst, dann, als schulde sie auch dafür ihm Dank. Und jetzt — er schüttelte den braunen Kopf, als könnte er damit krause Gedanken zurecht ordnen — jetzt hatte er vergessen, daß er sein Regiment hatte aufsuchen wollen, daß der Krieg noch immer sein Handwerk war. Und das, was an seiner Brust zuckte, hatte mehr Gewalt über ihn als alles, was vordem gewesen.

„Du fieberst,“ sagte er jetzt zu Adelheid.

Er sah ihr Gesicht nicht, denn sie hatte es ganz an seine Schulter unter den Mantel gesteckt und ihre Arme waren um seinen Leib gespannt.

Sie antwortete nicht, aber sie schmiegte sich fester an ihn. Er spürte, wie ihr Körper von Frost geschüttelt wurde und wie sie den Husten, der sie schon den ganzen Tag quälte, zu unterdrücken suchte. War denn in diesem verdammten Tale keine menschliche Statt?

„Halt dich noch,“ mahnte er, „es muß ein Dorf in der Nähe sein.“ Seine Stimme, die Wein und Wetter rauh gemacht, klang sanft.

Er preßte dem Pferde die Schenkel härter an. Es beschleunigte seinen Schritt; aber der Schnee lag so tief, daß es bis an den Leib einsank.

Plötzlich sah Heinz Portmann einen bleichen Strich Rauches über den nebelumwallten Bäumen stehen. Er hob sich im Bügel. Der Soldat in ihm erwachte. Menschen bedeuten noch nicht Obdach. Vielleicht nahte dort Gefahr statt Sicherheit.

Aber das junge Weib bemerkte sein Auffahren. Es lüftete den Mantel ein wenig und sah mit hellbraunen, klaren Augen zu ihm auf und dann in die Straße. Doch blieb sie auch jetzt stumm; es war, als habe sie bei dem Unglück, das sie getroffen, die Sprache verloren. Eine Horde Soldaten hatten den väterlichen Hof heimgesucht und mit den Männern Streit begonnen. Ein kurzer Kampf. Dann hatten Vater und Bruder blutend im Schnee gelegen. Auf das Haus war der rote Hahn gesprungen. Mutter und Schwester hatten die Räuber verschleppt. Sie selbst war ohnmächtig hingefallen und von den Soldaten wohl für tot gehalten worden. Als sie erwachte, waren die Leichen wie die Lebenden verschwunden gewesen. Über dem niedergebrannten Hofe schwelte schwarzer Rauch, und weißer Schnee fiel und begrub die Spuren dessen, was geschehen war. Sie aber hatte geweint. Sie hatte sich früher nie gefragt, ob sie es gut oder schlecht gehabt, ob sie Vater, Mutter und Geschwister besonders geliebt. Sie hatte einen Alltag mit Essen, Trinken und Schlafen, manchmal mit dem Behagen der Zufriedenheit, manchmal mit dem Ärger eines Unfriedens oder Unglücks gelebt. Jetzt mußte sie weinen, aber sie weinte eigentlich nicht einem oder mehreren geliebten Menschen nach. Vielleicht war es auch das Übermaß des Leids, das eine Art

Dumpfheit des Empfindens über sie legte. Eines aber dämmerte allmählich aus dieser Dumpfheit hervor, die Erkenntnis, daß sie allein und obdachlos war. Eine grenzenlose Gefahr tat sich ihr auf. Sie hatte niemand und nichts mehr auf der Welt. Darum weinte sie bitterlicher. Da kam Portmann, der Reiter. Er nahm sie mit sich. Er schlug den Mantel um sie, die schon halb erstarrt war. Sie fühlte einen starken Arm. Ein Gefühl der Geborgenheit überkam sie, ein Trieb, dem Retter sich anzuklammern. Blindlings, ohne Bedenken und ohne Erwägung des Vergangenen, noch Berechnung eines Künftigen ließ sie sich in das versinken, was sich ihr auftat. Der Soldat, der anfänglich sich rauh und herrisch gezeigt, war freundlich, allmählich fast gütig geworden. Dann war von ihm zu ihr ein Funke gesprungen. Sie wußte nicht, wie das gewesen war. Aber ihr Kummer schwieg jetzt. Sie fragte nicht nach Woher und Wohin. Sie empfand nicht Neugier noch Furcht. Sie war es zufrieden, bei dem zu sein, der sie hielt. — Auch jetzt hatte sie nicht, um zu wissen, wo sie hinkämen, den Kopf mit den kurzen, braunen, knabenhaften Locken erhoben, sondern nur um zu erfahren, was ihren Beschützer eben bewegt habe.

Heinz Portmann bohrte die Augen ins Nebelgrau.

Auf einem Waldhügel, über den die Straße hinlief, hingestellt in eine tannenumstandene, große Matte, stand ein Haus, dessen Umrisse langsam deutlicher wurden. Sein strohbedecktes Dach reichte bis fast an den Boden, nur die Fenster des Wohnteils schauten wie Augen, die schlau oder ängstlich unter einem großen Hute hervorblinzeln, den Ankömmlingen entgegen. Am Stall, der an das Wohnhaus angebaut war, lief ein Brunnen. Man hörte das Wasser nicht, aber es schoß in einem schönen Bogen, ein kristallheller Strahl, aus einer schnee- und eisenumkrusteten Röhre in den Trog, der auch seinerseits wie aus Schnee und Eis gebaut schien. Eine Spur breiter Schuhe führte von der Straße ab und zum Hause hinauf. Aus einem zerfallenen Schornstein stieg Rauch in die Luft, und die Flocken, die sich mit seinen Schwaden trafen, waren wie weiße Vögelchen, die in der Dämmerung fliegen.

Ein Hund schlug an.

Portmann sah einen Köter irgend einer häßlichen Mischrasse am oberen Ende der Fußspur erscheinen und dort sich laut bellend ihm entgegenstellen. Aber er trieb sein schweres Pferd durch den Schnee hinauf.

Das immer tollere Kläffen des Hundes lockte die Hausbewohner herbei. Aus einer Türe des Stalles traten drei Männer, ein älterer, graubärtiger, der ein Beil in der Hand hielt, und zwei jüngere, deren einer eine Bandsäge schleppte. Die Vogelsang-Bauern waren beim Holzen gewesen.

Heinz Portmann zügelte sein Pferd erst dicht am Hause. Des Hundes hatte er nicht weiter acht, obschon er einen Augenblick die Pistole gelockert hatte, um dem wütenden Tier eines aufzubrennen. „Ich habe eine Kranke bei mir," sprach er die Bauern an und schlug den Mantel von der Gestalt seiner Begleiterin zurück. Er redete selbstbewußt und barsch, wie es dem Soldaten vor dem elenden Bauern anstand; aber einen Augenblick lang legte sich eine nie gefühlte Zaghaftigkeit ihm vor den Atem. Wie, wenn die Leute ihn nicht einließen!

„Das schert uns nicht", antwortete ihm Peter Vogelsang, der Vater.

Portmann richtete sich im Bügel auf. „Sie muß auf ein Lager. Sie geht mir zugrunde auf der Straße," sagte er mit dringender Forderung.

„Wo hast du sie gestohlen?" fragte plötzlich Just, der ältere Sohn. Es war ein stangenlanger und stangendürrer Mensch mit einem rohen Gesicht.

Sein jüngerer Bruder, der Dres, dem es wie Schnaps oder anderer Rausch aus den Triefaugen sah, fügte knurrend hinzu: „Trag sie hin, wo du sie hergebracht hast."

Heinz Portmann ließ die Adelheid zu Boden gleiten. Er selbst schwang sich vom Pferde und hielt das Mädchen mit dem einen Arm fest, da er sah, wie sie sich zähneklappernd in den Mantel wickelte und sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Der Hund wollte an ihn, aber er schleuderte ihm den schweren Schuh in die Schnauze, daß er heulend zurückwich. „Jagt uns nicht weg", fuhr er mit keuchendem Atem zu denen vom Vogelsang fort. „Sonst — bringe ich die Kameraden über Euch."

Der alte Bauer knickte ein. Die Blicke der drei Männer begegneten einander. Sie hatten etwas von dem Hunde, den der Fußtritt getroffen, etwas Furchtsames, aber auch Tückisches. So einsam ihr Gehöft lag, auch hier hatten die Kriegshorden schon gehaust und seit einem Vierteljahr fehlte auf dem Hofe die junge Tochter und Schwester. Sie hatten sie nicht mehr gefunden, seit ein Reiterhaufe damals sie verschleppt.

Der lange Just fluchte.

„Nimm ihn von vorn", raunte Dres dem Vater zu, „ich geh ihm von hinten an", und er griff nach der rückwärtigen Hosentasche, wo er das Messer stecken hatte.

In diesem Augenblick trat die Bäuerin unter die Haustüre. Sie war ein zartes, kleines, altes Weib, zu alt für den noch stämmigen Bauern. Ihr Haar war fast so weiß wie der Schnee, in den sie trat, aber ein Paar kluge, dunkle Augen, die noch schön waren, schauten aus dem schmalen, schmerz- und runzelverzogenen Gesicht. Sie sah das Mädchen und gewahrte mit dem Scharfblick des Weibes, wie krank es war. Sie war mitleidig. Sie sah, daß die Adelheid Rettner noch fast ein Kind war, wie es ihre Stine gewesen, und sie hatte die verlorene Tochter mit einer verschwiegenen, aber übermächtigen Liebe geliebt. Zudem — das Gesicht mit den hellen, wenn auch jetzt im Fieber glänzenden Augen rührte sie.

„Seht, wie sie fiebert", wandte sich Portmann zu ihr. „Ihr könnt sie nicht verkommen lassen. Nehmt sie wenigstens auf."

Als Adelheid hörte, daß sie vielleicht allein dableiben sollte, drehte sie sich dem Soldaten zu und klammerte sich an ihn. Sie wollte nicht von ihm. Lieber ritt sie mit ihm durch tausend Winter!

Die Bäuerin stieß hinter sich die Türe auf. „Komm herein!" sagte sie.

Die drei Männer senkten die Köpfe. Sie waren merkwürdig in der Gewalt der alten Frau, so unzahm sie sonst sein mochten.

Adelheid ließ den Soldaten nicht los.

„Stell das Pferd in den Stall", befahl Peter Vogelsang dem Dres.

Da ließ Heinz Portmann den Zügel dem Bauernsohn und führte die Adelheid ins Haus, wohin die Bäuerin vorausging. Hinter ihnen her stapften der Bauer, Just und der Hund. Die waren wie Büttel, die mit dumpfem Grollen Gefangene hinter Schloß und Riegel bringen.

In der Stube war es warm. Ein rauchendes Feuer brannte im Kamin und die Bäuerin warf einen neuen Holzklotz auf.

Die Adelheid vermochte sich nicht länger aufrecht zu halten. Ein heftiger Husten befiel sie und sie fuhr sich mit der schmalen Hand nach der Brust, die sie schmerzte, aber sie ließ Heinzens Arm nicht los, der sie nach der Rundbank am Tische führte.

Die Bäuerin betrachtete sie scharf. „Die kann nicht weiter", sagte sie zu ihrem Mann.

„Der soll sie aufs Stroh legen und sich daneben", gab Peter Vogelsang mürrisch zurück. Er wußte noch nicht, was er wollte. Ihm fraß nur wie den beiden Jungen die Wut gegen das Soldaten- und Räubervolk am Herzen.

„In der Kälte stirbt sie", sagte Frau Lisbeth. Sie tat ein Nebengemach auf. Da hatte die feine Tochter geschlafen. Ihre Lippen zuckten. „Trag sie herein", sagte sie zu Portmann.

Er nahm Adelheid auf den Arm. Sie zitterte wie ein neugeborenes Lamm. Er vergaß, daß die Blicke der Bauern nichts Gutes verhießen, daß er vielleicht in eine Mörderhöhle gefallen war. Er sah nur das Bett, in dem das Mädchen sich wärmen konnte und trug es hin und schob es unter die Decke.

Die Bäuerin kam und legte ihr die Hand auf Stirn und Herz, griff ihr den Puls, und preßte ihr die Decke noch enger um die schmächtige Gestalt.

Aber die Adelheid ließ des Soldaten Hand nicht los und obschon das Fieber sie schüttelte, schien sie keinen anderen Gedanken zu haben, als daß er nicht von ihr fort dürfe. Er mußte am Lager stehen, während die Bäuerin zur Tür ging.

„Ich koche ihr Tee", sagte Frau Lisbeth.

Draußen fand sie die drei Männer. Sie folgten ihr in die rauchschwarze Küche und die zwei Jungen überfielen sie fast gleichzeitig mit ihrem Zorn: „Warum man das Landstreichervolk aufnehme? Ob man den Soldaten nicht sogleich hätte erschlagen sollen? Und das fremde Ding —"

„Gerade das fremde Ding", unterbrach sie die Bäuerin. Sie hob die kleine zerarbeitete Hand ganz langsam, und es war merkwürdig, wie die Männer still wurden. So war es im Laufe der Jahre mit ihnen gekommen. Wie den Baum von einem Mann, so hatte die Frau die wilden Söhne gezähmt, denn sie besaß eine Gabe, im Haus Frieden zu halten, ihre Launen zu lenken und ihnen eine warme Statt zu machen, die fast ein Wunder war. Die Männer verehrten sie, ohne es zu wissen, und waren duldsam aus Scheu vor ihrer Güte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.